

SCHWIERIGE VERGANGENHEITEN, UND WIE MAN DAMIT UMGEHET

Von Hans Henning Hahn

in memoriam Jan Józef Lipski

Es gehört zu George Orwells Vision von „1984“, daß ein totalitäres System alles daran setzt, das Gedächtnis der Menschen zu besetzen, d. h. die Selektion, die in jedem Vorgang des Sich-Erinnerns stattfindet, autoritativ zu steuern und damit auch bestimmte Dinge vergessen zu lassen. Ist das Vergessen das Element des Anti-Historischen schlechthin? Ist es nicht die Aufgabe des Historikers, gegen das Vergessen anzukämpfen, gegen diese leider unvermeidliche Defizienz des menschlichen Gedächtnisses? Oder – wenn der Historiker nicht Gefahr laufen will, eine Mischung aus Don Quijote und Sisiphos zu werden – soll er zumindest klar, „objektiv“ sagen, was wesentlich und damit erinnerungswürdig sei und was vergessen werden darf?

Lucian Hölscher ist vor kurzem in einem lesenswerten Aufsatz über „Geschichte und Vergessen“¹ davon ausgegangen, daß „Erinnern und Vergessen . . . zwei Grundkategorien des historischen Bewußtseins (sind), die der psychischen Grundausstattung des Menschen selbst angehören“. Eine seiner erstaunlichen Schlußbehauptungen lautet: „Vergessen ist das logische Ziel aller Konflikte, zu deren Lösung zunächst ein Höchstmaß an Erinnerung aufgeboten werden muß.“ Hölscher versteht hier unter Vergessen das bewußte Verabschieden von Erinnerungen. Das Erinnern ist die Voraussetzung von Vergessen – hier nicht nur als anthropologische Grunddisposition gemeint, sondern als ganz konkretes Postulat im Umgang mit der Vergangenheit.

In der deutschen Sprache gibt es eine idiomatische Wendung, die es in dieser Form, soweit mir bekannt, in keiner anderen Sprache gibt: „seine Vergangenheit holte ihn ein“ – gemeint ist, daß eine Vergangenheit bzw. bestimmte Aspekte dieser Vergangenheit, die bisher vergessen waren oder verdrängt bzw. bewußt verschwiegen wurden, plötzlich wesentlich werden und – die Gegenwart stören. Bedenklich erscheint mir, daß schon in der sprachlichen Form die Vergangenheit selbst hier zum Akteur wird; der Mensch unterliegt ihr passiv, er wird quasi ihr Opfer, d. h. Opfer der Tatsache, daß die Vergangenheit sich als nicht verfügbar erweist.

„L'histoire comme l'agent de l'histoire“, so könnte man hier Marc Ferro paraphrasieren. Die Geschichte als Akteur, und der Mensch als ihr Opfer – aber welcher Geschichte? Der Begriff Geschichte hat ja eine doppelte Bedeutung, er meint, vom Wortsinn her, das Geschehene, die *res gestae*, gleichzeitig aber auch die Kunde, den Bericht vom Geschehenen – als Erinnerung, als Tradition, als Erzählung, als Wissen-

¹ Hölscher, Lucian: Geschichte und Vergessen. *Historische Zeitschrift* 249 (1989) 1–17, Zitate 3 und 16.

schaft. In der genannten Redewendung („seine Vergangenheit holte ihn ein“) kommen beide Bedeutungen zum Tragen: dadurch, daß es die Kunde vom Geschehenen gibt, daß sie sich nicht unterdrücken läßt, bekommt die Geschichte als das Geschehene ein Eigengewicht, verliert ihren abgeschlossenen Charakter, „stört“ die Gegenwart.

* * *

Der Terminus Vergangenheitsbewältigung setzt voraus, daß es eine schwierige Vergangenheit gibt bzw. daß eine Person, eine Personengruppe, eine Gesellschaft Schwierigkeiten hat, mit ihrer Vergangenheit in toto oder mit bestimmten Aspekten ihrer Vergangenheit umzugehen. Es geht um belastende Vergangenheit, d.h. eine Vergangenheit wird als Last empfunden. Diese Qualifizierung ist nicht das Ergebnis einer kognitiven Erkenntnis: nicht mein Intellekt sagt mir, daß eine bestimmte Vergangenheit für mich schwierig, belastend ist, sondern eine Empfindung. Und diese Empfindung stellt sich nicht von selbst ein. Eine Vergangenheit ist nicht von selbst eine Last, auf Grund ihrer objektiven Existenz, sondern durch die subjektive bzw. intersubjektiv empfundene Situation desjenigen oder derjenigen, um dessen oder deren Vergangenheit es geht.

Die Problematik, die Bezeichnung „schwierige Vergangenheit“ oder „schwierige Geschichte“ zu definieren, wird deutlich, wenn man die Gegenfrage stellt, was denn eine „leichte“ Vergangenheit oder besser eine „normale“ Vergangenheit sei? Ist das nicht meist eine idyllisierte, eine heroisierte Geschichte, die eine eindimensionale, eine lineare Kontinuität suggeriert? Reinhard Wittram hat vor 35 Jahren Droysens Satz: „Das Gebiet der historischen Methode ist der Kosmos der sittlichen Welt“ fortgeführt mit dem Diktum: „Immer aber geht es in der Geschichte um Schuld, sie ist der geheime Motor, der das Getriebe in Gang hält, meist verborgen, immer tätig, das eigentliche perpetuum mobile der Weltgeschichte.“²

Dieser – wohl nicht ganz zufällig in den fünfziger Jahren formulierte – Satz impliziert, daß es eine „normale“ Geschichte im Sinne eines unbefangenen, unbelasteten Verhältnisses zu ihr im Grunde nicht geben kann. Diese Schlußfolgerung mag etwas zu weit gehen – es ist wohl kaum allen Zeitgenossen nahezubringen, daß jegliches Verhältnis zu jeglicher Geschichte belastend sein muß. Vielmehr geht es weitgehend um den Teil der Geschichte, der materiell zur individuellen oder kollektiven Erinnerung gehört.

Geschichte als Erinnerung impliziert eine Form des Rückentwurfs der eigenen jetzigen Existenz, und daher rührt die Betroffenheit. Denn die Erinnerung kann – und das ist wohl das Kennzeichen all dessen, was wir meinen, wenn wir die Notwendigkeit von Vergangenheitsbewältigung artikulieren – traumatisch sein bzw. traumatische Züge annehmen, und zwar je nach der Rolle, die man in den gemeinten Ereignissen gespielt hat, indem man sich als böse empfindet (Täterrolle) oder als schwach empfindet (Opferrolle).

Die selektiven Mechanismen des Rememberns versuchen, das Traumatische durch totale oder partielle Verdrängung beiseite zu schieben, scheinbar aufzuheben. Wenn

² Wittram, Reinhard: Das Interesse an der Geschichte. 12 Vorlesungen über Fragen des zeitgenössischen Geschichtsverständnisses. 2. Aufl. Göttingen 1963, 17.

wir bei der – zugegebenermaßen etwas schematisierenden – Polarisierung Täter-Opfer bleiben, so läßt sich behaupten, daß dies am häufigsten in der Form geschieht, daß sich die Täter als „Auch-Opfer“ darstellen – und der Umgang vieler Deutscher mit der NS-Vergangenheit darf wohl als Beispiel dafür gelten. Viele, die – vom Ergebnis her – Täter waren, aber intentional nicht solche Täter sein wollten, wie sich später herausstellte, flüchten sich in ihre kollektive Eingebundenheit als Moment der individuellen Rechtfertigung oder zumindest Entschuldigung, lehnen aber gleichzeitig so etwas wie Kollektivschuld oder zumindest kollektive Verantwortlichkeit ab. Jedoch erkennt diese Art der Selbst-Stilisierung als Auch-Opfer nur selten die Ambivalenz einer solchen Argumentation an, nämlich die moralische Diskrepanz zwischen Intention und dem historischen Ergebnis ihres Handelns – in der Folge geben die Betroffenen, direkt oder indirekt, ihren Opportunismus als einen gesinnungsethischen Standpunkt aus und sprechen sich, oft ungewollt, gegen eine Verantwortungsethik aus. Denn mit der Selbstbezeichnung als Auch-Opfer (und das beginnt oft mit dem Hinweis auf eigene Entbehrungen und endet mit der Feststellung, andere seien ja auch nicht besser gewesen) weigern sie sich anzuerkennen, daß sie, selbst wenn sie als angeblich Verführte und Mißbrauchte, als bloße Werkzeuge stärkerer Mächte oder gar anonymer historischer Gewalten und zugleich als solche, die am Ende die Rechnung mitbezahlen mußten, auch Opfer geworden sind, sie weigern sich anzuerkennen, daß sie vordem Täter oder zumindest Auch-Täter gewesen sind und daß sie dafür Verantwortung tragen.

Die Situation der überlebenden Opfer angesichts ihrer traumatischen Erinnerungen ist oft beschrieben worden, weniger von Historikern, häufiger von Psychologen und Schriftstellern. Am extremsten, aber vielleicht folgerichtigsten hat sie der polnische Regisseur Jerzy Kawalerowicz in seinem 1957 gedrehten Film *Prawdziwy koniec wielkiej wojny* („Das wahre Ende des großen Krieges“) dargestellt: Ein ehemaliger KZ-Häftling ist derart von seinen traumatischen Erinnerungen besessen, daß er sie gar nicht mitteilen kann, und diese Kommunikationsunfähigkeit führt zur Lebensunfähigkeit – er begeht Selbstmord. Diese extreme Konsequenz ist als individuelles Schicksal zwar kein Massenphänomen gewesen, aber auch wieder nicht so selten; die Schwierigkeit, mit dem Stigma des Opfers weiterzuleben, ist ebenso ein Problem von Vergangenheitsbewältigung wie diejenige, mit dem Stigma des Täters zu existieren, ja wahrscheinlich machen es sich oft die Täter dabei leichter als die Opfer.

Auf der anderen Seite gibt es auch bei den Opfern eine Art Selbst-Stilisierung. Włodzimierz Borodziej hat vor drei Jahren in einem Artikel über den Antisemitismus in Polen³ darauf hingewiesen, daß das kollektive Selbstbild des Opfers es nicht erlaubt oder zumindest erschwert, andere Opfer neben sich gleichberechtigt zu dulden, sondern sie quasi aus dem kollektiven „Bewußtsein ausspernt“. Man leugnet nicht, daß andere ebenfalls Opfer gewesen sind, aber man nimmt sie nicht wahr, man nennt sie nicht, sie haben keinen Platz in der Erinnerung. Die intensive Diskussion, die seit über einem Jahrzehnt in Polen über das polnisch-jüdische Verhältnis im Zweiten Weltkrieg und danach geführt wird, ist insofern auch eine spezifische Form der Ver-

³ Borodziej, Włodzimierz: Im Bild vom Opfer paßt der Holocaust nicht. Frankfurter Rundschau vom 27. 11. 1989.

gangenheitsbewältigung, denn hier geht es weniger bzw. nicht nur darum, was die einen den anderen getan haben, sondern um den Platz beider Seiten in der kollektiven Erinnerung.

Diese Problematik, die Anerkennung, daß auch andere Opfer gewesen sind und man sie als solche anerkennen und würdigen sollte, ja selbst mit der Konsequenz, daß diejenigen, die sich mit Fug und Recht bisher als Opfer empfinden, zugestehen müssen, danach auch Täter geworden zu sein, gilt auch für die Vertreibungsproblematik nach 1945⁴.

* * *

Der Umgang mit schwierigen Vergangenheiten ist ein unzweifelhaft wichtiger Faktor in den Beziehungen zwischen Völkern und Gesellschaften, ja die Diskussion darum wird oft genug ausgelöst durch die Konfrontation mit dem Geschichtsbewußtsein der anderen, deren Vergangenheit ja materiell zumindest partiell auch immer die eigene Vergangenheit mit einschließt. Wenn man sich nicht abschließen will, wenn man den Dialog will, dann gehört dazu fast immer auch ein In-Frage-Stellen, eine Revision des eigenen Geschichtsbilds.

Nichtsdestoweniger aber – ebenso wie der Antisemitismus nicht ein Problem der Juden und auch nicht primär ein Problem des Dialogs mit den Juden ist, sondern ein Problem der Antisemiten – ist der Umgang mit schwieriger Geschichte, ist Vergangenheitsbewältigung zuallererst ein innergesellschaftlicher Vorgang, und als solcher erscheint er uns auch heute in den meisten Ländern.

Es geht, wie es Henry Rousso vor kurzem formuliert hat, meist um die Frage: „Wie kann man in eine nationale Geschichte Perioden integrieren, die schlechterdings nicht einverleibbar erscheinen?“⁵ Man könnte darauf leicht antworten mit dem Hinweis, daß die Frage falsch gestellt ist, denn die jeweiligen fragwürdigen Perioden sind Teil der jeweiligen nationalen Geschichte.

Es geht aber nicht um Geschichte als das Geschehene, sondern um Geschichtsbewußtsein oder besser um das Bewußtsein oder Verständnis historischer Kontinuität sowie auch darum, daß Vergangenheit in Legitimationsstrategien eingebaut wird, dort sogar eine ausschlaggebende Rolle spielt, sei es als Legitimierung nationalstaatlicher Existenz oder als Legitimierung eines bestimmten politischen Systems. Solche

⁴ In diesem Sinne formuliert J. J. Lipski sehr klarsichtig: „Wir Polen“ sollten aufhören, anderen und vor allem den Deutschen Rechnungen vorzulegen. „Anstatt dessen sollten wir uns für die Angelegenheiten unserer Schuld den Deutschen gegenüber interessieren. Die meisten Polen vertragen eine solche Fragestellung nicht, was man verstehen, aber auch überwinden sollte. Es geht nicht nur um eine gewöhnliche Abneigung dagegen, über eigenes Verschulden zu reden, sondern auch um ein scharfes Empfinden der Ungleichheit der Schuld. Das ist wahr, die Rechnung ist sehr ungleich, aber auch für die moralische Gesundheit des Volkes ist es gefährlich, wenn man vergißt, daß auch die unvergleichlich kleinere Schuld immer Schuld bleibt, daß das kleine Übel immer Übel bleibt. Und es ist für das zukünftige Leben wichtig, daß man nicht das eigene Gewissen vergißt“ (Lipski, Jan Józef: Polen zwischen Ost- und Westverschiebung. In: Ztracené Dejiny aneb Ziemie Odzyskane? Verlorene Geschichte oder Wiedergewonnenes Land. Hrsg. v. Goethe-Institut Prag und Osrodek Kultury Polskiej w Pradze. Praha 1992, 42–50, hier 47f.). Vgl. auch zahlreiche andere Beiträge in diesem Band.

⁵ Rousso, Henry: „Säuberungen“ gestern und heute. Transit 2 (1991) 187–192, hier 192.

Legitimationsstrategien münden fast immer in den Versuch, Geschichte eindeutig zu machen, ja eindeutige (und eindimensionale) Kontinuitäten zu konstruieren.

Das geht oft einher mit Warnungen vor Verlust an Geschichte, und in innergesellschaftlichen Auseinandersetzungen gibt es da offenbar eine Korrelation zwischen Generationskonflikten und dem Vorwurf mangelnden Geschichts- und damit Kontinuitätsbewußtseins. Theodor Schieder schrieb 1973: „Bruch der Generationen bedeutet immer, wenn er das geschichtlich notwendige Maß überschreitet, Verlust des historischen Kontinuums bedeutet nicht mehr geschichtlichen Wandel, sondern Störung dieses Wandels.“⁶ Nun gibt es wohl kaum eine europäische Nation, in deren Geschichte man – seit der literarischen Sturm-und-Drang-Epoche zu Ende des 18. Jahrhunderts – auf ein derartiges Kontinuum vehementer Generationskonflikte zurückblicken kann wie die Deutschen. Sind die Deutschen deshalb ein Volk mit gestörtem historischem Wandel, ohne Kontinuität? Muß man nicht vielmehr die vielleicht ketzerische Frage stellen, ob es sich nicht eher so verhält, daß vieles von den Vorwürfen über „Verlust von Geschichte“ darauf zielt, daß sich innerhalb einer Gesellschaft bestimmte Gruppen bzw. meist Vertreter einer jüngeren Generation weigern, sich in eine bestimmte inhaltliche Kontinuität zu stellen, ohne aber historische Kontinuität an sich abzulehnen? Denn um Vergangenheitsbewältigung überhaupt als Aufgabe und als Notwendigkeit zu empfinden, muß man sich erst einmal in eine historische Kontinuität stellen und bereit sein, auch für Ungeliebtes, ja Verhaßtes historische Verantwortlichkeit zu empfinden.

Die Korrelation von Vergangenheitsbewältigung, öffentlichen Legitimationsstrategien und Kontinuitätsbewußtsein wird überdeutlich, wenn man sich den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in den Nachfolgestaaten des „Großdeutschen Reiches“ ansieht⁷. Österreich „externalisierte“ die NS-Vergangenheit, indem sie sie aus der kollektiv zu verantwortenden eigenen Geschichte ausblendete⁸ und – scheinbar problemlos – an die Kontinuität der (in Wahrheit doch recht ungeliebten) ersten Republik anknüpfte. Die DDR vollzog scheinbar einen gewollten Kontinuitätsbruch, indem sie eine direkte und ausschließliche Kausalbeziehung zwischen Kapitalismus und Nationalsozialismus herstellte, das Problem damit quasi universalisierte und mit ihrer Antifa-Ideologie eine eigene Rechtfertigungsstrategie entwickelte, die nur auf die sogenannten fortschrittlichen Elemente der deutschen Geschichte rekurrierte und jegliche Verantwortlichkeit für andere Kapitel ablehnte.

⁶ Schieder, Theodor: Ohne Geschichte sein? Geschichtsinteresse, Geschichtsbewußtsein heute. Köln 1973, 9 (Walter-Raymond-Stiftung. Kleine Reihe, Heft 3).

⁷ Lepsius, M. Rainer: Das Erbe des Nationalsozialismus und die politische Kultur der Nachfolgestaaten des „Großdeutschen Reiches“. In: Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988. Frankfurt/New York 1989, 247–264; ebenfalls Dubiel, Helmut: Deutsche Vergangenheiten. Transit 2 (1991) 169–179.

⁸ Über den Stellenwert antisemitischer Manifestationen in Situationen, wenn diese „österreichische Lebenslüge“ bedroht scheint (als „Judaeus ex machina“). Vgl. Wodak, Ruth e. a.: „Wir sind alle unschuldige Täter“. Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus. Frankfurt/M. 1990, 24 ff.

Allerdings war die Preußen-Renaissance in der DDR seit Ende der siebziger Jahre wohl doch ein Indiz für die Kontinuitätsdefizite, die sich aus dieser Konzeption ergaben.

Zwar in ganz anderen Formen verlaufend, aber doch in einer gewissen Analogie zur Antifa-Ideologie, steht der Mythos der „Resistenza“ im Nachkriegsitalien⁹ und der „Résistance“ in Frankreich¹⁰. Die heutigen postkommunistischen Gesellschaften laufen, so hat es den Anschein, Gefahr, in ihrem Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit alle diese (wenn man so will eskapistischen) Varianten zu wiederholen: Externalisierung (von außen importiertes Regime, das angeblich keinerlei heimische nationale Basis hatte), Universalisierung (Hinweis auf Systemkonflikt, Kalten Krieg) und Mythisierung des Widerstands (bis hin zur Kombattantenmartyriologie) scheinen als Legitimationsstrategien in der öffentlichen Meinung vorzuherrschen.

Die Bundesrepublik Deutschland hat einen anderen Weg gewählt, ungewollt, denn auch die vergröberte Antitotalitarismuskonzeption tendierte zunächst zu einer Universalisierung der eigenen Vergangenheit. Aber dadurch, daß die Bundesrepublik die Rechtsnachfolge des Deutschen Reiches übernahm, stand sie zwangsläufig in der Kontinuität, mußte diese, widerwillig, akzeptieren, konnte nicht eine „schlagartige“ Bewältigung der Vergangenheit proklamieren und somit die historische Verantwortlichkeit loswerden oder umgehen. Die Folge waren, mit einer gewissen Verzögerung, innergesellschaftliche Auseinandersetzungen, Diskussionen, Konflikte innerhalb und zwischen Generationen. Es liegt mir fern, diese bundesrepublikanische Variante der Vergangenheitsbewältigung als vorbildhaft darzustellen, im Gegenteil. Denn freiwillig wurde diese Verantwortlichkeit nicht auf sich genommen. Zu lernen ist aus ihr jedoch zweierlei:

1. man kann historische Kontinuität und daraus sich ergebende Verantwortlichkeit nicht partiell übernehmen, sondern muß dann schon die eigene Geschichte in toto akzeptieren;
2. auch eine konflikthafte Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, ihren Verirrungen und Traditionen setzt zunächst einmal voraus, daß man historische Kontinuität als solche akzeptiert und sich nicht mental eskamotiert. Bewu ter Traditionsbruch heißt ja nicht unbedingt Kontinuittsbruch, denn es geht hier ja nicht um bestimmte inhaltliche Kontinuitäten, die ohnehin, wenn überhaupt, nur selektiv zu übernehmen sind und über die ein gesellschaftlicher Diskurs stattfinden muß, sondern um die Anerkennung des Prinzips historischer Kontinuität.

* * *

Vergangenheit wird tradiert von unterschiedlichen Menschen auf unterschiedlichen Wegen mit unterschiedlichen Zielen. Was im Grunde das historische Bewußtsein einer Gesellschaft heutzutage bestimmt: die persönliche Erinnerung, das Elternhaus, die Schule, die Presse, die Wissenschaft, das Fernsehen, muß wohl letztlich eine offene Frage bleiben. Und das ist gut so, denn es bedeutet, daß historisches Bewußt-

⁹ Carlo Campani zit. nach Dubiel: *Deutsche Vergangenheiten* 173.

¹⁰ Rousso: „Säuberungen“ 192 und passim.

sein im gesellschaftlichen Diskurs entsteht und daß auch die Auseinandersetzung mit schwierigen Vergangenheiten in einer öffentlichen Diskussion stattfinden muß.

Was kann da die Aufgabe der Geschichtswissenschaft sein? Es wird oft genug gefordert, eine Nation oder eine Gesellschaft müsse im Konsens mit ihrer Geschichte bleiben, Geschichte habe eine identitätsstiftende und sinnstiftende Funktion für die Gesellschaft. Die vielen Vorwürfe bezüglich eines angeblich gestörten Verhältnisses der Deutschen heute zu ihrer Vergangenheit laufen oft genug auf die Forderung nach Konsens und Sinnstiftung hinaus.

Also – sind die Historiker die Hüter der Tradition, die Priester der Gedächtnisleistung, auf die Erinnerungsdimension spezialisierte Ingenieure der Kollektivpsychologie? Soll die Geschichtswissenschaft es sich zur Aufgabe machen, eine „volonté générale quant à l'histoire“ zu formulieren und zu legitimieren? Damit würde, auch in einer demokratischen Gesellschaft, die Geschichtswissenschaft zu einer Legitimationswissenschaft, deren Auftraggeber nicht ein totalitäres Regime, sondern die Gesellschaft wäre. Nicht Wahrheitsfindung wäre das Ziel, sondern Konsens, und schließlich käme man zu der bedenklichen Schlußfolgerung, daß das wahr ist, was gesellschaftlichen Konsens fördert oder herstellt.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Wissenschaftsgeschichte zeigt, daß Konsens in wissenschaftlichen Diskussionen ein höchst instabiler Zustand ist. Wie soll aber eine Wissenschaft in der Gesellschaft Konsens herstellen, wenn der Konsens wissenschaftsintern gar nicht zu ihren Zielen gehört, ja die Dynamik der Erkenntnisgewinnung gerade vom Dissens, vom Streit, lebt?

Was eine kritische Geschichtswissenschaft beitragen kann zur Aufarbeitung schwieriger Vergangenheiten, ist im Grunde offensichtlich, denn es ergibt sich aus ihrer Methode und ihrem wissenschaftlichen Instrumentarium: „weiße Flecken“ quellenmäßig aufarbeiten und darstellen, versuchen, wissenschaftlich belegbare Aussagen über die Vergangenheit zu machen und plausible Interpretationen anzubieten, Legenden und Mythen hinterfragen, Selbstverständlichkeiten in Frage stellen und Dämonisierungen, Heroisierung oder Idyllisierungen vorbeugen, gegen monokausale Erklärungsmuster zu Felde ziehen usw.

Jedoch – bei Vergangenheitsbewältigung geht es nicht einfach um die Aufarbeitung vergangener Tatbestände, sondern um historische Verantwortlichkeit und darum, in welchem Maße eine Gesellschaft bereit ist, diese anzuerkennen, auf sich zu nehmen und mit ihr zu leben. Hier kann die Geschichtswissenschaft zur Versachlichung der öffentlichen Diskussion beitragen, ja sie könnte sogar durch die Art und Weise, wie fachwissenschaftlicher Streit ausgetragen wird, ein Vorbild intellektueller Streitkultur geben.

Was die Historiker jedoch nicht können, das ist, weder die Frage nach historischer Kollektiv-Verantwortlichkeit letztendlich autoritativ beantworten noch der Gesellschaft die Last der Schuld, so sie denn eine solche empfindet, abnehmen. Jeder Historiker kann das für sich beantworten und seine persönliche Antwort auch der Öffentlichkeit argumentativ mitteilen, ja er sollte es sogar, denn solche Fragen berühren direkt sein Ethos als Citoyen und als Historiker. Insofern hat die Geschichtswissenschaft einen Einfluß darauf, wie über den Umgang mit schwierigen Vergangen-

heiten diskutiert und gestritten wird, aber in einer offenen Gesellschaft hat sie weder die Autorität noch die Legitimation, hier endgültige Antworten zu geben.

* * *

Gesellschaftliches Konsens- und Harmoniebedürfnis stehen häufig einem Streit um schwierige Vergangenheiten entgegen und dem sozialen Konformitätsdruck zu widerstehen, dazu gehört oft genug individueller Mut gepaart mit der Selbstverpflichtung auf bestimmte ethische Grundwerte. Der Historiker, wie jeder Intellektuelle, sollte, ja darf nicht zum Ziel haben, im emotionalen Konsens mit seiner Gesellschaft zu stehen (so verführerisch das auch sein mag). Jemandem, der das in fast exemplarischer Weise vorgelebt hat, sollen meine letzten Sätze gelten.

Einer der beeindruckendsten Gestalten der demokratischen Opposition in Polen, der vor einem Jahr verstorbene Literaturwissenschaftler Jan Józef Lipski, veröffentlichte im Sommer 1981 eine Broschüre unter dem Titel „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen“¹¹. Lipski befaßte sich mit dem Verhältnis der Polen zu ihren Nachbarvölkern und zu den nationalen Minderheiten in Polen selbst und plädierte für eine schonungslose Aufdeckung und Aufarbeitung der Vergangenheit. Der Untertitel „Anmerkungen zur nationalen Megalomanie und zur Xenophobie der Polen“ machte deutlich, worum es ihm ging: zum einen darum, eine Diskussion in der polnischen Gesellschaft über die „heiligen Kühe“ des polnischen historischen Selbstbewußtseins zu entfachen, und dafür ist er, vor allem, was seine Aussagen über das Verhältnis zu den Deutschen, aber auch zu den Ukrainern und Juden betrifft, wie nicht anders zu erwarten, von der offiziellen Propaganda, aber auch von vielen, die sich damals der Opposition zurechneten, verdammt worden. Seine zweite Absicht war, wie er später schrieb:

[...] zur Genesung des Verhältnisses der Polen zu einigen Völkern, vor allem zu unseren Nachbarvölkern, beizutragen. Die Hauptbedingung dafür liegt meines Erachtens darin, daß wir uns unserer eigenen nationalen Schulden anderen gegenüber klar bewußt werden, ganz gleich ob die anderen sich womöglich weit größerer Vergehen den Polen gegenüber schuldig gemacht haben. Für eine künftige Versöhnung und Freundschaft wäre es, meine ich, günstig, wenn jeder mit seinen eigenen Schulden ehrlich abrechnen würde, und zwar eher mit den eigenen als mit denen der anderen¹².

Lipski hat später in einem Gespräch mit mir, aber auch anderswo¹³ seiner Enttäuschung darüber Ausdruck gegeben, daß trotz der Tatsache, daß sein Essay auf deutsch erschien, es nur wenig Reaktionen aus Deutschland gab und daß diese wenigen Reaktionen in einem betont apologetischen Ton gehalten waren, „nicht genug“ riefen

¹¹ Lipski, Jan Józef: Dwie ojczyzny – dwa patriotyzmy. Uwagi o megalomanii narodowej i ksenofobii Polaków. Warszawa, Juni 1981 – die im Untergrundverlag NOW-a erschienene Broschüre wurde im Exil nachgedruckt in: *Kultura* 10/409 (1981) (Paris) 3–29; auf deutsch: Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen. Bemerkungen zum nationalen Größenwahn und zur Xenophobie der Polen. Mit einer Einführung von Gotthold Rhode. *Kontinent* 22 (1982) 3–48.

¹² Lipski, Jan Józef: Offener Brief an die Deutschen, die für die deutsch-polnische Versöhnung arbeiten wollen. *Kultura*. Sondernummer deutsch-polnischen Beziehungen gewidmet. Paris, Herbst 1984, 80–84, hier 80.

¹³ Ebenda.

und Lipskis Text als Argument für die Forderung nach Grenzrevisionen mißbrauchten. Das Dialogangebot wurde nicht aufgenommen, ja alle Argumente der polnischen Gegner Lipskis wurden durch die spärliche und falsche Reaktion auf deutscher Seite bestätigt.

Mit Selbstgerechtigkeit, Larmoyanz und apologetischer Opfermartyriologie läßt sich keine Vergangenheitsbewältigung durchführen, weder im innergesellschaftlichen Rahmen noch im Dialog zwischen Völkern. Deshalb – Dialogfähigkeit ist die wohl wichtigste Voraussetzung für den Umgang mit schwierigen Vergangenheiten.